

*The Blues had a baby
And they named it Rock'n'Roll.*

Muddy Waters

*Seine Mutter und die Hebamme hörten es zuerst.
Diese unbändige Kraft in seiner Stimme,
kurz nachdem sich die kleinen Lungen
zum ersten Mal mit Luft gefüllt hatten.
Es war der Schock, den warmen Mutterleib
verlassen zu müssen und in eine kalte,
unberechenbare Welt geworfen zu werden.
Eine Kraft, die er **der** Musik schenkte, die der
Lebenslust in ihrer bis dahin wildesten Form Raum ver-
schaffte und alte Konventionen hinwegfegte,
dem Rock'n'Roll.*

1

Das erste, was ihm auffiel, war, dass es ungewöhnlich leise war. Sehr leise. Er konnte nur seinen eigenen, rasselnden Atem hören.

Er war es gewohnt, dass er vom Motorengeräusch vorbeifahrender Autos geweckt wurde. Unter der viel befahrenen Brücke nahe des Bochumer Hauptbahnhofs verstärkte sich der Lärm der Fahrzeuge dadurch, dass er von den Wänden zurückgeworfen wurde und in seine Ohren drang. Sein Gehör war zwar im Laufe der Jahre schwächer geworden. Dennoch reichte das Geräusch aufheulender Maschinen übergeschnappter Poser aus, um ihn, trotz der Wattebäusche in seinen Ohren, zu wecken und ihn aus seinem Schlafsack zu zwingen, bevor ihn Mitarbeiter des Ordnungsamtes oder der Polizei hierzu aufforderten.

Es gab ruhigere Plätze als diesen, aber woanders gab es oft zu viele geschwätzige Menschen. Er konnte diese nicht ertragen. Ihr Gerede und ihr Gegröle nervten ihn mehr als die unaufhörlichen Verkehrsgeräusche, die er irgendwann, abgesehen von den Posern, kaum noch wahrnahm. Außerdem war es trocken unter der Brücke. Er entschlummerte irgendwann, oft befördert von einer Flasche Rotwein, denn die tat auch seiner Stimme gut.

Letzte Nacht hatte er es sich wieder unter seiner Brücke bequem gemacht. Kurz nachdem er von zwei

freundlichen Polizisten zum Gehen aufgefordert worden war, war er einmal um den Bahnhof herum gewandert und hatte seine Schlafstatt an genau derselben Stelle wiedereröffnet. Ein ganz normaler Vorgang.

Aber diesmal musste etwas Außergewöhnliches passiert sein. Er öffnete seine verklebten Augen und starrte im Halbdunkel gegen eine Wand, die mit Eierkartons beklebt war. Er sog die Luft ein. Es roch modrig und nicht nach mit Abgasen vermischter Durchzugluft. Das hier war nicht seine Brücke.

Das schwere, dumpfe Gefühl in seinem Kopf war neu. Er hatte zwar vor dem Schlafengehen eine große Flasche Lambrusco geleert, aber davon bekam er normalerweise keinen Kater. Er fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. Es schmeckte süßlich, aber chemisch und nicht nach Wein. Dazu hatte er einen dem ähnlichen Geruch in der Nase.

Er tastete nach seinem Schlafsack. Ja, er steckte noch darin. Genau so, wie er gestern hineingekrochen war, in seinem speckigen alten Ledermantel, dessen Kragen mit falschem Pelz besetzt war. Es war zwar bereits frühsummerlich, aber die Temperaturen in der Nacht waren frisch. Doch hier war es nicht kalt.

Er versuchte, sich auszustrecken. Sämtliche Gliedmaßen meldeten schmerzhafte Druckstellen und Verspannungen. Er spürte, dass er auf blankem Betonboden lag. Wo waren seine beiden Isomatten, die ihm ein einigermaßen bequemes Liegen ermöglichten?

Verwirrt und stöhnend richtete er sich auf und bemerkte ein völlig neues Geräusch. Das Rasseln einer Kette.

Er hob den Kopf und blickte in einen etwa drei mal vier Meter großen Raum in dämmerigem Licht.

Eierkartons klebten an der Decke und allen Wänden. Kein Mobiliar. Durch eine kleine Fensterluke unterhalb der Decke drang ein wenig Licht. Gerade so viel, dass man bis zu einer verrosteten Metalltür auf der entgegengesetzten Seite sehen konnte. Auch auf dieser befanden sich Eierkartons, er konnte jedoch Scharniere, Metall und den Türknauf erkennen.

Er sah an sich herunter. Der Schlafsack war an der Seite, auf der sich der Reißverschluss befand, geöffnet worden. Eine massive Kette verschwand darunter.

Als er den Schlafsack an dieser Seite beiseiteschob, sah er, dass sein rechter Fuß mit einer Schelle an einer Kette befestigt war. Die Kette führte zu einem an einer Seite des Raumes eingemauerten Metallring.

Seine Füße steckten noch in den zwei Paar Socken, die er übergestreift hatte. Seine Schuhe und seine Isomatten lagen auf der anderen Seite des Raumes. Der große Einkaufswagen, den er von einem Supermarktparkplatz stibitzt hatte und in dem er seine gesamte Habe aufbewahrte, war nicht da.

Hatte er einen Albtraum? Dagegen sprachen seine schmerzenden Gliedmaßen und der Metallschelle, die gegen seinen Knöchel drückte.

Er versuchte, seine Gedanken zu ordnen. War er verhaftet und in eine Ausnüchterungszelle gesperrt worden?

Hatte er randaliert, weil er wieder einmal zu viel getrunken hatte?

Nein, er war sich sicher, dass er sich daran erinnern würde. In seinem Leben hatte er weiß Gott so manchen heftigen Rausch hinter sich gebracht. Einige Male endete ein Saufgelage mit einer handfesten Keilerei, aber noch niemals hatte er einen Blackout. Es wäre das erste Mal, dass ihm so etwas passierte.

Es gab keinerlei Anzeichen für eine Schlägerei, wie geschwollene Handknöchel, eine blutige Lippe oder fehlende Zähne.

Außerdem würde ihn selbst die Polizei nicht wie einen Hund in solch einer Zelle anketten. Panik ergriff ihn. Er suchte seine Taschen vergebens nach seinem altmodischen Handy ab. Dann fiel ihm ein, dass er es vor Wochen verloren und sich noch kein neues angeschafft hatte. Erleichtert erfüllte er aber das kleine handgeschnitzte Kästchen, das er immer bei sich trug.

»Hallo?« Seine Stimme klang belegt und wurde von den schallgeschützten Wänden geschluckt.

»Hallo?« Er rief lauter und kräftiger. Ja, seine Stimme war noch in Ordnung. Sein letztes Kapital, aus dem er zu wenig in seinem Leben gemacht hatte. Er holte tief Luft.

»Hallo? Ist da jemand?«

Eine Antwort blieb aus. Er zerrte an der Kette. Keine Chance, sie war fest verankert. Die Fessel war stabil. Es wurde ihm klar, dass er sich nicht selbst würde befreien können.

»He! Was soll die Scheiße hier? Macht mich los!«

Er war schreiend aufgestanden, aber sogleich wurde ihm schwindelig und er stürzte auf den kalten Betonboden.

Stöhnend richtete er sich langsam wieder auf und versuchte, die Metalltür zu erreichen, aber die etwa eineinhalb Meter lange Kette ließ das nicht zu. Hilflos steckte er seinen Arm nach dem Knauf aus, aber es fehlte mindestens ein ganzer Meter.

Schwankend sah er sich um, in der verzweifelten Hoffnung, irgendetwas entdecken zu können, dass ihm einen Ausweg oder zumindest eine Erklärung bieten würde.

»Hilfe!« Er schrie, so laut er konnte. Niemandes Stimme war so laut wie seine.

»Hilfe!« Nur wenige konnten bei einer größeren Menschenmenge das Mikrofon weglassen. Er war eine Ausnahme. Seine Stimme war eine Naturgewalt. Zu gern hätte er sich in jungen Jahren einmal mit Tom Jones gemessen, der im Ruf stand, eines der lautesten Organe im Musikbusiness zu haben. Auch jetzt, in fortgeschrittenem Alter und körperlich reichlich angeschlagen, war seine Stimme noch topfit.

»Hallo! Hilfe! Hört mich jemand?«

Nein, diesmal konnte ihn tatsächlich keine Menschenseele hören.

2

»Elvis ist verschwunden!«

Die drei Menschen, die Freddy Spieker gegenüber saßen, sprachen den Satz im Chor und starrten ihn erwartungsvoll an. So, als ob er ihnen ohne Umschweife sagen könnte, wo sich der Gesuchte befand. Aber Freddy hörte in diesem Moment zum ersten Mal davon.

Er kannte Elvis, wie auch seine Gesprächspartner, wenn auch nur von gelegentlichen Abstechern in die Fußgängerzonen der Innenstädte des Ruhrgebiets.

»Seit Tagen ist er nicht mehr gesehen worden«, ergänzte Juan. Trotz seines spanischen Akzents war er stets bemüht, grammatikalisch korrektes Deutsch zu sprechen. Eines seiner Hobbys bestand darin, mit einem alten Duden unterm Arm die richtigen Artikel zu lernen und sich von jedem Muttersprachler, der sich in seiner Nähe befand, abhören zu lassen.

Freddy war sich sicher, dass sich ein Duden griffbereit in einer seiner Manteltaschen verbarg, um im Falle eines grammatikalischen Problems blitzschnell hervorgeholt zu werden. Da die Rechtschreibnormen vor einigen Jahren geändert wurden, war das Buch wahrscheinlich nicht so alt und verschlissen wie die Kleidung des Spaniers. Ansonsten legte Juan Wert auf

ein sauberes Aussehen, soweit ihm dies beim Leben auf der Straße möglich war.

Juan machte eine verzweifelte Geste, die ihn für Freddy älter erscheinen ließ, als er mit Mitte Sechzig war. Freddy kannte ihn meistens nur gut gelaunt, aber Juans jugendlicher Elan war heute verfliegen.

»Wir haben bei der Polizei Vermisstenanzeige erstattet«, ergänzte Carola mit ihrer tiefen, von jahrzehntelangem Nikotinkonsum verrauchten Stimme. »Aber die haben uns angeguckt, als hätten wir nicht alle stramm.«

Wutschnaubend richtete sie ihren massigen Körper auf und funkelte Freddy an, als wäre er für das Verhalten der Gesetzeshüter verantwortlich. Ihre grauen Haare standen in alle Richtungen ab, als seien sie elektrisch aufgeladen.

»Einen Obdachlosen als vermisst zu melden, schien denen wohl irgendwie nicht ...«. Sie suchte nach dem richtigen Wort. »... plausibel.«

Das letzte Wort spuckte die förmlich aus und Freddy meinte, einen winzigen Tropfen ihrer feuchten Aussprache auf seiner Wange gespürt zu haben.

»Haben die das gesagt?«, fragte Freddy.

»Nicht direkt!«, meldete sich Vitali mit rollendem »R« zu Wort, der jüngste der drei Besucher. »Aber die haben so komisch gegrinst. Erst haben sie uns den Standardsatz um die Ohren gehauen, dass ein Vermisster meist nach wenigen Tagen wieder auftaucht. Als wir nicht locker gelassen haben, meinten sie, dass sich ein Obdachloser sowieso mal hier, mal dort aufhalten würde. Wahrscheinlich hätte Elvis die Stadt

gewechselt und uns nichts davon gesagt. Na ja, gelegentlich macht er ja so was, ist dann aber nach zwei, drei Tagen wieder da.«

Vitalis glasige Augen verrieten Freddy, dass der hagere Enddreißiger zum Frühstück Hochprozentiges zu sich genommen hatte. Er rutschte in seinem Trainingsanzug mit der Aufschrift CCCP, offenbar einer Reminiszenz an die Heimat seiner Eltern, ein wenig von der Couch herunter.

Freddys Kinderstube trug ihm normalerweise auf, seinen Gästen einen Kaffee anzubieten, aber er wollte die drei möglichst bald loswerden. Er schämte sich ein wenig dafür. Schließlich hatte es das Schicksal mit den dreien nicht so gut gemeint wie mit ihm. Die Erbschaft seines Onkels erlaubte ihm, in diesem großen, gut ausgestatteten, frei stehenden Haus in Essens Nobelgegend Werden zu wohnen.

Er war verwundert darüber, dass seine Besucher herausgefunden hatten, dass er eine Detektei betrieb. Im Ruhrgebiet war er eher als Blues-Musiker bekannt. In der Vergangenheit hatte er zwar zur Aufklärung zweier spektakulärer Verbrechen beigetragen, und war auch in den lokalen Medien lobend erwähnt worden, aber Juan, Carola und Vitali kannten ihn seines Wissens nur als Bassisten.

»Wie kommt ihr darauf, dass ich euch helfen kann?«

Die drei starrten ihn verständnislos an.

»Neben deiner Haustür hängt so'n komisches Schild«, antwortete Carola schnippisch. »*Private Ermittlungen* steht da drauf.«

»Wir sind schließlich nicht aus Dummsdorf«, ergänzte Juan beleidigt. »Ich lese die Zeitungen, die ich täglich aus den Papierkörben fische, sehr genau. Darin wurde ein gewisser Freddy Spieker schon lobend dafür erwähnt, dass er der Polizei bei der Aufklärung von Verbrechen sehr geholfen hat. Du seist *der* Talent schlechthin.«

»Das Talent«, verbesserte ihn Carola prompt.

Juan schaute sie einen Moment prüfend an. Dann kramte er seinen Duden hervor und fing an zu blättern.

»Außerdem hast du ja auch Werbeanzeigen geschaltet«, sagte Vitali.

»Und glaub' nicht, wir hätten kein Internet«, schaltete sich Carola ein und hielt ihm ein Smartphone vor die Nase. »Wie leben auf der Straße und nicht hinterm Mond.«

»Schon gut. Das habe ich auch nicht damit sagen wollen.« Freddy hob beschwichtigend die Hände. »Habt ihr mal versucht, Elvis anzurufen?«

Carola winkte ab. »Der Idiot hat sein Handy vor einiger Zeit verloren. Und das nicht zum ersten Mal. Konnte außer zum Telefonieren nichts damit anfangen. Nach dem letzten Verlust meinte er, er bräuchte eh keins, weil er sowieso nur mit uns zusammen wäre.«

»Das macht es natürlich nicht einfacher«, murmelte Freddy, während er sich Notizen machte. »Hat die Polizei keine Mantrailer-Hunde eingesetzt?«

Einen Moment sahen ihn seine Besucher verständnislos an, dann lachten sie hämisch.

»Genau das haben wir denen auch vorgeschlagen«, sagte Juan. »Wir hatten aber nichts von Elvis, woran so

ein Hund hätte schnüffeln können. Auch der Einkaufswagen, den er immer mit seinen Klamotten dabei hatte, ist verschwunden. Wir haben schon überall gesucht.«

»Inzwischen dürfte sich die Spur verflüchtigt haben. Der Bulle, der die Anzeige aufgenommen hat, meinte nur, wir sollten ihm was von Elvis bringen, was ordentlich stinkt«, brummte Carola. »Vielleicht bräuchten wir dann noch nicht einmal Hunde. Dabei grinste der so dämlich, dass ich ihm fast eine reingehauen hätte.«

Vitali nickte heftig und ballte die Fäuste. Offenbar sah er den Polizisten in diesem Moment vor seinem geistigen Auge.

Das nächste Thema, das Freddy anschneiden wollte, würde sich noch schwieriger gestalten. »Bevor wir weiterreden, müssten wir noch über mein Honorar sprechen.«

Er erntete allgemeines Schweigen.

»Du willst Kohle?«, unterbrach schließlich Vitali die Stille und starrte Freddy entsetzt an. »Ich dachte, Elvis ist dein Freund.«

»Nun ja, Freund ...«

»Es geht hier um Leben und Tod«, ereiferte sich Vitali und breitete theatralisch die Arme aus. »Und du denkst ans Geld?«

Kopfschüttelnd ließ er die Arme sinken und schaute sich im nächsten Moment suchend in Freddys Wohnzimmer um. »Gibt es hier eigentlich nichts zu trinken?«

»Freddy hat Recht«, wandte sich Carola an ihre Begleiter. »Natürlich steht ihm ein Honorar zu. Fragt sich nur, woher wir das nehmen sollen.«

»Also müssen wir doch wieder klauen gehen?«, fragte Juan leicht verzweifelt.

»Oh! Moment mal. Dazu soll es natürlich nicht kommen«, griff Freddy ein. »Wir reden erst einmal und schauen dann, was wir machen können.«

Seine Besucher lächelten ihn selig an, als habe Freddy ihnen gerade ein paar Gratisurlaube beschert.

3

Elvis war seit Wochen weder in der Gelsenkirchener noch in der Bochumer Innenstadt gesehen worden. Auch in anderen Ruhrgebietsstädten fand man keine Spur von ihm. Untalentierte Möchtegernkünstler hatten seinen Platz eingenommen.

Seine volltönende Stimme hatte die Menschen fasziniert. Viele hatten ihre Shopping-Touren unterbrochen und waren mit vollen Einkaufstaschen stehen geblieben und hatten zugehört, wenn er seine Lieder sang.

Man kannte ihn nur als Elvis, seinen richtigen Namen wusste niemand. Er sang bevorzugt die Songs des King of Rock'n'Roll. Er tat dies mit einer Inbrunst, die jedem Zuhörer dieses lyrischen Baritons eine Gänsehaut bescherte. Viele sahen in ihm die Reinkarnation des amerikanischen Superstars.

Manch einer behauptete, er sei es selbst. Der King sei gar nicht gestorben, sondern habe den Starrummel in Amerika nicht mehr ausgehalten und seinen Tod nur vorgetäuscht. Anschließend sei er nach Good Old Germany geflüchtet, das er ja aus seiner Armeezeit gekannt habe.

Elvis war nicht mehr der Jüngste, aber sein Alter war nicht leicht zu schätzen. Das Leben hatte an ihm gezehrt. Tiefe Furchen hatten sich in sein Gesicht

gegraben, die nur zum Teil von seinem grauen, struppigen Bart verdeckt wurden. Dazu trug er ein Armee-Käppi, das dem der amerikanischen Südstaaten-Truppen während des Sezessionskrieges nachempfunden war. Unter dem dunkelbraunen Ledermantel sah man meist ein T-Shirt mit dem Konterfei des Kings. Er besaß mehrere hiervon und es war das einzige Kleidungsstück, das er regelmäßig wechselte. Wenn nicht Elvis Presley, waren andere Größen des frühen Rock darauf zu sehen: Buddy Holly, Chuck Berry, Jerry Lee Lewis, aber auch Blues-Idole wie B.B. King oder Muddy Waters.

Die Seitentaschen seiner aus Bundeswehrbeständen stammenden Hose waren vollgestopft mit Dingen, über die nur er Bescheid wusste. Die Hose selbst hatte seit Jahren keine Waschmaschine mehr gesehen, war zerrissen und verströmte einen Geruch, der sein Publikum mehrere Meter auf Abstand hielt. Viele überwandern sich dennoch und warfen Münzen und Geldscheine in das vor ihm liegende handgeschnitzte Kästchen, dass sich schnell füllte.

Während andere Straßenmusiker meist nach kurzer Zeit von ihren Plätzen vor den Geschäften vertrieben wurden, sahen es andere Geschäftsinhaber gern, wenn Elvis vor ihrem Eingang sein Können zum Besten gab. Es kam vor, dass man ihm eine Flasche Wein oder Bier spendierte, nur damit er blieb. Nicht wenige seiner Zuhörer begaben sich anschließend in die nahe gelegenen Geschäfte, wo sie seiner Stimme im Hintergrund weiter lauschen konnten.